

THEOLOGISCHE REVUE

116. Jahrgang
– Oktober 2020 –

Cornides, Johannes: Corpus Christi. Biblische Vorausbilder, sakramentale Vergegenwärtigung und ekklesiologische Vorwegnahme des ‚neuen Menschen‘. – Paderborn: Schöningh 2018. 243 S. (Paderborner theologische Studien, 59), kt € 69,00 ISBN: 978-3-506-78879-5

Der Vf. verfolgt das fordernde und wohl auch fruchtbringende Anliegen, ein zentrales Theologumenon der christlichen Dogmatik „im Kontext einer von Grund auf erneuerten Beziehung zum Judentum“ darzustellen, um auf diese Weise „von Neuem im Licht Christi zu erkennen [...], ‚was in der gesamten Schrift über ihn geschrieben steht‘ (Lk 24,27)“ (218). Als Ergebnis resümiert der Vf., seine Studie käme auf „dem Weg der Analogie [...] nicht selten zu überraschenden Übereinstimmungen rabbinischer Traditionen mit einer echten ‚Christologie des Alten Testaments‘“ (218). Das solcherart zur Diskussion gestellte Theologumenon ist die Rede von Christi Leib in einer dreifachen Auffächerung: das *corpus Christi historicum*, das *corpus Christi sacramentale* und das *corpus Christi mysticum*. In der Tat birgt diese Triade sehr viel Theologie und sehr viel Christologie. Es geht um altehrwürdiges Gedankengut, das aus dem Vermächtnis biblisch-jüdischen Empfindens herausgewachsen und mit dem Christusbekenntnis der Kirche in vielfältige neue Bezüge hinein verfügt worden ist. Das Buch beleuchtet diesen Vorgang mit Hilfe zahlreicher Details und spürt doch der großen Linie nach.

Die drei Teile des Buches inhaltlich in den Griff zu bekommen, erleichtert der Vf. selbst insofern, als er jedem Abschnitt eine Zusammenfassung nachschickt. Da ist zunächst der Blick auf den *historischen* Christusleib: Der Vf. sieht ihn in der Adam-Gestalt und ihrer korporativen Deutung durch die Rabbinen vorgebildet, wobei auf die Einheit und Gleichwertigkeit aller Menschen abgezielt wird. Mit der Figur Isaaks und ihrer Wertigkeit kündigt sich die Proexistenz des Christusleibes an: „Eine Reihe von Belegen aus den kanonischen Schriften, sowie aus Targum, Midrasch, Talmud und Josephus Flavius zeigen, wie im religiösen Bewusstsein Israels das einmalige Opfer des Stammvaters dem ganzen Volk in allen Generationen zugutekommt und Sühne, Verschonung und Rettung, ja selbst Auferstehung von den Toten erwirkt.“ (50) In die gleiche Richtung weist laut dem Vf. die Theologie des leidenden Gottesknechts.

Diffiziler wird die Angelegenheit im Blick auf den *sakramentalen* Christusleib. Natürlich steht christlich gesehen die Eucharistiefeier im Mittelpunkt des Interesses; sie wird interpretatorisch von eingehenden Analysen über Pessach, Schavout (Wochen- bzw. Pfingstfest) und Jom Kippur umrahmt. Bei aller historischen und theologischen Diversität, die mit diesen Überlieferungen aufzurufen ist, bietet sich als verbindende Klammer das Thema *Gabe* an (der Exodus, die Torah, die rituelle Sündenvergebung) und deren Steigerung zu freier *Selbsthingabe*, manifestiert bei Mahl- und

Opferfeiern und kulminierend im Abschiedsmahl Jesu angesichts des Kreuzes. Hier spielt der Hebräerbrief hinein, mit dem der Vf. auf jüdischem Hintergrund zeigen möchte, dass das kultische Opfer die Situation des sündigen Menschen auffängt, der mithin substanzuell „von Gottes unverdient und unverdienbar gewährter Barmherzigkeit“ (149) zehrt.

Schließlich der *mystische* Christusleib: Unübersehbar steht der Korporationsgedanke im Vordergrund, besonders die paulinische Ekklesiologie mit Konnotationen der antiken Umwelt bzgl. Zusammenhalt, Gemeinwohl und Herrschaftsidee. Kirche vor Ort und Kirche überörtlich interferieren in ihrer Eigenschaft als einem „Haupt“ (vgl. 152–165) verdankte Existenzen. Wie bei den Metaphern „Leib als Tempel“ (vgl. 166–192) oder „Bräutigam und Braut“ (vgl. 193–219) wird die Realität göttlicher Einwohnung in der Schöpfungswirklichkeit bezeugt. Elemente der jüdischen Eschatologie kommen u. a. durch die Hoffnung zum Ausdruck, dass die Lebensgemeinschaft Gottes mit seinem Volk einst unüberbietbar vertraut und unauflöslich sein werde. Wie sich von daher das Verhältnis der Kirche zu Israel gestaltet, ist ein inhärierendes Problem, das der Vf. über mehrere Seiten hinweg erörtert.

Als rezensierender Dialogpartner des Buches erlaube ich mir drei Problemkreise anzusprechen. Zunächst die Methode: Der Vf. bietet eine breite Palette an Material aus der biblischen Geistesgeschichte und ihrem kulturellen Umfeld, was anerkennend und dankbar zu vermerken ist. Allerdings wird nicht sehr klar, welche diskursive Stoßrichtung im Buch wirksam werden soll. Was beweist die Zusammenstellung, was beweist der Vf. selbst? Sind die Analogien, die er findig präsentiert, als Denkanregung gedacht oder sollen sie Genesen markieren, damit sich ein Stück systematischer Dogmatik aufbaut? Ich vermute ersteres, denn der argumentative Biss, den die Arbeit mitunter durchaus zeigt (vgl. z. B. die „pro-multis“-Frage; 41–49), bleibt episodisch. Darin mag akademische Zurückhaltung walten (das Buch berührt diesbezüglich sehr angenehm), doch verunklart sich die Zielvorstellung.

Die Studie liest sich gut, man spürt feine Bildung und v. a. Liebe zur spirituell erschlossenen dogmatischen Tradition der katholischen Kirche; anderswo verliert sich das leider oft. Indes scheint mir die Ausgewogenheit des Analogieverfahrens im Buch tendenziell unausgeglichen zu sein. Jüdische Parallelen kommen bei bestimmten Themen reichlich zum Einsatz (z. B. Pessach- und Jom Kippur-Frage), dann wieder verebbt der zu erwartende Informationsfluss relativ sanglos. So wird etwa aus dem Thema „Bräutigam und Braut“ unversehens eine interne Erörterung der katholischen Dogmengeschichte, wobei der Name H. U. von Balthasar die Szene beherrscht (vgl. 197–202). Ist der Bezug auf die rabbinische Welt doch nicht ergiebig genug?

Am Ende des Buches wirft der Vf. fest verschnürte dogmatische Grundsätze gleichsam wie Hilfspakete aus der Luft über vermintem Gebiet ab. Es geht um die aktuelle Debatte über Ehe und Ehetheologie, aber weder Rabbinen noch Kirchenvätern wird das Wort erteilt, sondern nur noch Päpsten aus der jüngsten Vergangenheit. Die von ihnen vorgenommene und vom Vf. bekräftigte enge Verzahnung von Ehe und Eucharistie neigt zur Verschiebung der Beweislast: An der Treue der Gatten soll die Treue Christi zur Kirche abgelesen und eucharistisch zelebriert werden. Aber ist es nicht gerade umgekehrt? Weil es diese Treue unabhängig von menschlicher Leistung gibt, kann sie auch gesellschaftlich gelingen, ohne dass, falls es anders kommt, das Sakrament verstellt wird. Hier hätte sich der Kreis im Reigen der Rabbinen und Väter schließen können: eben mit einem Plädoyer für „Gottes unverdient und unverdienbar gewährter Barmherzigkeit“ (149).

Die Studie sensibilisiert für das ins Auge gefasste Anliegen und bringt es auch bis zu einem gewissen Grad weiter. Kooperation empfiehlt sich.

Über den Autor:

Bertram Stubenrauch, Dr., Professor für Dogmatik und Ökumenische Theologie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität München (Bertram.Stubenrauch@lmu.de)